



Gefangene französische Soldaten 1940, unter ihnen Afrikaner aus den Kolonien Frankreichs (Fotograf: Rudi Oberhauser; Chronik Ellmau)

ruszów und Piaski und in den Dörfern Żdźary und Mieleszin.¹⁸ Am 3. und 4. September 1939 ermordete die SS-Einheit von Beck gemeinsam mit dem Wehrmachts-Infanterieregiment 95 in der Kleinstadt Złoczew mit Handgranaten, Maschinengewehrsalven und Bränden, die sie gelegt hatten, um die zweihundert Einwohner und Flüchtlinge, Polen und Juden, Männer, Frauen und Kinder.¹⁹

HERMANN GMEINER: IDENTIFIKATION MIT DER WEHRMACHT

Auch die Kriegserinnerungen von Hermann Gmeiner, dem Mitbegründer des SOS-Kinderdorfes, das in Imst in Tirol seinen Anfang nahm, bleiben fast völlig frei von Schilderungen deutscher Kriegsverbrechen. Sie entsprechen dem traditionellen Erzählverhalten der Mehrheit der Kriegsteilnehmer und entpolitisieren, entideologisieren und entkriminalisieren die Erlebnisse in der Wehrmacht.

Gmeiner wuchs, früh mutterlos, auf einem Bergbauernhof in Alberschwende auf, erst spät konnte er mit der Unterstützung Geistlicher aufs Gymnasium wechseln; mangels Lateinkenntnissen saß der Sechzehnjährige

in einer Klasse mit Zwölfjährigen. Die demütigende Erfahrung kompensierte er mit Sportlichkeit, sein studentischer Fleiß hielt sich in Grenzen, er philosophierte lieber und übte sich in Hypnose. Nietzsche und die Heilige Schrift gibt er als seine »Lebenslehrer« an.²⁰ In der Hitlerjugend fiel Gmeiner negativ auf, er trat für den Glauben ein, anscheinend ein Grund, um ihn auszuschließen.²¹ Fest verwurzelt im katholisch-konservativen Milieu, deprimierte ihn die Machtübernahme der Nationalsozialisten zutiefst. Doch die auf Führung, Kraft und Stärke aufgebaute Bewegung beeindruckte ihn auch: »Freilich bin ich dann in der folgenden Zeit durch die Macht der Propaganda ebenso beeinflusst worden und sah das Unglück dann nicht mehr so wie ich es in dieser ersten Nacht sah und wie es in Wirklichkeit war. (...) Hier aber erlebte ich erstmalig eine Macht, die über einen hereinfallen kann, ohne daß man sich wehren kann.«²² Die Einberufung in die Wehrmacht im Februar 1940 eröffnete dem Zwanzigjährigen neue Perspektiven und sie entband ihn der Sorge um die Existenz. Er träumte schon lange von großen Taten, wollte die Welt verändern, wusste aber nicht wie und womit. Er war froh, die Schule verlassen zu können, den »behäbigen Kleinstadtfrieden«, seine kleine, enge Welt, in der nichts passierte und sich keine Wende abzeichnete. So erschien ihm der Krieg als Lebensbewahrung, als eine Zeit der Prüfungen; diesen Weg wollte er als Mann gehen und nie verzagen. Zudem: »Ich wußte, es muß sein. Man kann nichts machen.« Er war sich sicher, alles heil zu überstehen, er glaubte fest daran, der Krieg halte »eine ganz bedeutende Aufgabe« für ihn bereit, er träumte von Kameradschaft und Aufopferung mit ihm als anerkannten Helden, der die anderen führt.²³ »In diesem Sinne wollte ich einfach diesen Krieg mitmachen. (...) Ich habe mir immer die Frage gestellt: Haben die Mitmenschen Dich gern, bejahen sie dich. Kannst Du sie beherrschen im Sinne des Guten.«²⁴ Gmeiner rückte in die Kaserne Landeck zu den Gebirgsjägern ein und meldete sich freiwillig an die Front. Er wollte sich in der Gefahr auszeichnen.²⁵ Der Krieg war für ihn eine Zeit der Reife und der Mannwerdung, die Entwicklung hin zu einem Tatmenschen mit Entschlusskraft, Organisationstalent und Verantwortungsübernahme. Gmeiner war ein Haudegen, ein Draufgänger, jemand, der sich zum Führer entwickelte und sich als solcher für seine Leute vorbehaltlos einsetzte, ihr Vertrauen gewann. Seine suggestiven Fähigkeiten baute er aus, er erprobte die Wirkung einer bestimmten Art des Händedrucks, die Wirkung eines tiefen, durchdringenden Blicks.²⁶ Die Welt des Militärs war ihm zunächst fremd, er fühlte sich einsam, fand nichts, das er zu seiner Sache machen hätte können. In Norwegen sinnierte er, inmitten einer tiefen Lebenskrise, über die Aufnahme

des Studiums der Theologie. Gemeinsam mit seinem Kriegsfreund legte er ein Gelübde ab, keusch zu leben und Priester zu werden.²⁷ Im Krieg, den er als »naturgegeben« ansah, entdeckte Gmeiner Sinn, »außer der Pflege der Kameradschaft, der Bemühung um Hilfsbereitschaft, gegenseitige Rücksichtnahme und Harmonie in der Schicksalsgemeinschaft, der wir vorübergehend angehörten«: für andere da zu sein und sie zu führen.²⁸

Christus und Hitler schlossen sich nicht gänzlich aus. Gmeiner strebte nach einer Welt der Liebe ohne Leid, Not und Hass, war aber von der Notwendigkeit überzeugt, die große Masse des Volkes bedürfe einer Führung mit durchschlagender Macht, ihre Überzeugungen durchzusetzen.²⁹ Nach einer Verwundung, insgesamt wurde er fünfmal verletzt und mehrfach ausgezeichnet, meldete sich Gmeiner ein zweites Mal freiwillig, nun zu einem Hochgebirgsbataillon. Er lechzte nach Heroischem, absolvierte eine Ausbildung zur Eroberung des Kaukasus, war enttäuscht, dass er am Elbrus zu spät kam, die deutsche Fahne wehte dort bereits. Gmeiner schwärmte von seinen Kameraden, »ein ganz phantastisches Menschenmaterial von jungen Leuten, von jungen Idealisten, die den Bergen zulieb, der Natur zulieb sich für dieses Hochgebirgsbataillon gemeldet haben.«³⁰ Er führte eine Gruppe an, einmal bezeichnete er sich als Spähtruppführer, ein anderes Mal gab er an, dreißig Mann Infanterie mit einigen Panzern und Geschützen angeführt zu haben. Gmeiner stand dem Nationalsozialismus prinzipiell distanziert gegenüber. Die der Siegespropaganda glaubten, erkannten seiner Meinung nach nicht, zu Schachfiguren degradiert worden zu sein: Alle waren sie Opfer, Verführte und Verkaufte. Nicht sein Verdienst sei es gewesen, dass er nach den überwältigenden militärischen Anfangserfolgen keinen Siegesrausch hatte; der frühe Tod des Bruders in Frankreich habe ihn davor bewahrt und ihm den »verlogenen Heroismus« vor Augen geführt. »Alles in mir lehnte sich gegen seinen Tod und erst recht gegen die Forderung auf, die Trauer um ihn mit Stolz und vaterländisch verbrämtem Pathos zu tragen.«³¹ Gmeiner, zum Unteroffizier befördert und zum Offiziersanwärter ernannt, war zutiefst froh, dass er kein Parteimitglied war, glücklich und stolz, dass er »allen diesen nazistischen Organisationen nicht angehört« hat.³² Doch als Begründung gab er seine Erfahrungen in der Offiziersschule in Wiener Neustadt an, wo er die »häßlichste Zeit« des ganzen Krieges verbrachte und schikaniert wurde, »von ehrgeizigen, blöden, völlig primitiven Offizieren, die niemals draußen an der Front waren.«³³ Da war er aus anderem Holz geschnitzt. Er schrieb seinem Freund, dem späteren Kaplan von Maria Wörth, er ziehe in die Schlacht ins fruchtbare Kubantal, das in sei-



Hermann Gmeiner (Foto: SOS-Kinderdorf Innsbruck)

ner Schönheit Südtirol gleiche, »mit meinem Gott und der Kraft meiner Seele. Ich gehe allein, da ich muß, gehe auch um Pflicht fürs Vaterland zu stehen.«³⁴ Zwei Jahre nach dem Angriff der Wehrmacht auf die Sowjetunion war sich Gmeiner bewusst, der Krieg war verloren.³⁵ Er habe sich verzweifelt und niedergeschlagen gefühlt, als er vom Krieg gegen die UdSSR erfuhr. Trotzdem fand er an diesem Unternehmen Gefallen. Noch bevor er an der Front war, sah er sich schon »im Bereitstellungsraum für den Krieg gegen den Kommunismus.«³⁶ Wie die Mehrheit der österreichischen Soldaten diente Hermann Gmeiner aus Überzeugung in der Wehrmacht, trotz seines Glaubens, seiner humanistischen

Vorstellungen und konservativen Grundhaltung. Und wie sie kämpfte er für Deutschland als Vaterland. Ende 1942 erklärte er sich seinem geistlichen Freund in einem Brief aus dem Lazarett: »Um großen Menschen unserer Zeit gerecht zu werden, um mein eigenes Herz und meine Stärke zu prüfen, habe ich zweimal freiwillig zuvorderst am Feinde gestanden. Ich tat es nicht zum Spiel, nicht aus Abenteuerlust noch aus Ehrsucht. Nein! Aber ein Recht muß man sich verschaffen unter den Menschen – das Recht des Deutschen, das Recht des Mutigen u. Kämpfers, um dann einmal unter anderem die Wahrheit seines Wortes auch mit dem eigenen Ich verbürgen zu können. Es gibt nichts Ekelhafteres auf Erden als Feigheit. Wer feig ist, hat noch nie eine Tugend besessen.«³⁷ Für Gmeiner war es widerlich und unkameradschaftlich, nicht jederzeit einsatzbereit zu sein. Pflichterfüllung, Ehrgefühl und Gruppensolidarität, verbunden mit deutschen Vaterlandsgefühlen, machten aus Gmeiner einen begeisterten Soldaten. Ludwig Stadelmann, Weggefährte und Biograf, zitiert Gmeiner, der ihm 1943 mitgeteilt habe: »Und man muß eben auch erproben, wie weit der eigene Mut reicht. Ein Feigling wird später einmal im Frieden gewiß nichts taugen. Denn wie er sich jetzt auf Kosten der andern vor dem Kampf drückt, mangelt es ihm

dann sicher an der nötigen Zivilcourage.«³⁸ Die Dankbarkeit, Treue und Kameradschaft seiner Soldaten, für die er sich ungeachtet der Gefahren immer einsetzte, gaben Gmeiner viel, noch lange nach dem Krieg schwärmte er davon. Sich selbst sah er als Führer, seinen Rang gab er als Leutnant an: »Ich kann wohl einfach sagen, daß mich damals der kleine einfache Soldat geehrt und geliebt hat. Ich war sehr beliebt, man hat mich sehr gern gehabt. (...) Ich habe gerade im Kriege erlebt, wie ein Mensch, ein Mann, der für die anderen da ist, für die anderen denkt, die anderen gern hat, die anderen bejaht, wie er eines Tages selber bejaht wird und wie man alles empfängt, wie man alles, wie einem alle alles geben, wie einem geholfen wird, wie man stark wird. (...) Aus dieser Gesetzmäßigkeit heraus war der Krieg für mich gar nicht so ein Greuel, war für mich eigentlich gar nicht so häßlich.«³⁹

Erstmals in seinem Leben konnte er sich beweisen, ragte er hervor, erhielt er offene und öffentliche Anerkennung, fühlte er eine Bestätigung seines Sendungsbewusstseins, auserkoren zu sein, etwas Großartiges zu leisten. Die Soldatenkameradschaft bedeutete für Gmeiner, Gutes zu tun und Gutes zurückzubekommen, diese für ihn so positive Erfahrung verleitete ihn zum absurden Vergleich mit der Bergpredigt. Das von Christus geforderte »Liebe deinen Nächsten wie dich selbst« erlebe man mit den Kameraden an der Front: »Der Krieg war für mich einfach unabänderlich. Ich war damals noch klein und ich habe gar nicht daran gedacht, daß ich diese Dinge ändern hätte können. Sie waren da, sie waren gegeben, es war Schicksal, es mußte sein. Ich wollte nur eines: In diesem Geschehen menschlich sein, in diesem Geschehen gut sein, in diesem Geschehen so viel helfen und so viel Leid abwenden als möglich ist. (...). Ich habe mit meinen Leuten manchen Angriff, manche Kriegshandlung, manche harte Kriegshandlung begehen müssen. Sie geschah immer aber nur in der Selbstverteidigung, wo diese nicht mehr notwendig war, war für mich als Offizier und als Führer die Feindschaft, der Angriff zu Ende.«⁴⁰ So entwirft Gmeiner das Bild eines sittlichen Krieges, die große Nachkriegserzählung von der sauberen Wehrmacht, der Reinheit und dem Idealismus seiner Generation. 1976 ehrte ihn der Kameradschaftsbund mit der Goldenen Verdienstmedaille. Gmeiner schilderte fast nie konkret den Schrecken des Krieges, die vielen menschenleeren jüdischen Dörfer, an denen er vorbeigekommen sein muss, das bejammernswerte Schicksal sowjetischer Kriegsgefangener, ihr Dahinvegetieren und Verhungern, ihren Tod in Massenexekutionen, die Erschießungen der Zivilbevölkerung, den Partisanenkampf. All dies blieb Frontsoldaten, selbst wenn sie daran unbeteiligt waren, nicht verborgen. Im April 1944 war Gmeiner mehrere Tage in Lublin,

wo ein Drittel der Bevölkerung deportiert worden war und in dessen Vorort Majdanek ein Konzentrations- und Vernichtungslager stand.

Nur in einem Bereich griff Gmeiner Verbrechen deutscher Soldaten auf, er attackierte die Unmoral Verheirateter, das sexuell übergriffige Verhalten älterer Wehrmichtsangehöriger gegenüber Frauen und stellte dem den reinen Idealismus seiner Generation gegenüber: »Und so habe ich eigentlich im Kriege erlebt, wie entsetzlich arm Egoisten sind. Auch entsetzlich arm die Sexualegoisten waren, die verheirateten Männer, die bei jeder Gelegenheit, wenn es nur möglich war, die älteren Herrn, die Frau brauchten. Es kam auch zu Vergewaltigungen. Es war immer wieder der Sexus. Wogegen bei uns Jüngeren, damals war für uns alles damals so, daß wir [ein] ganz anderes höheres Bild hatten, ein höheres Bild von der Frau, ein höheres Bild von der Liebe, ein höheres Bild vom Staat, ein höheres Bild vom Soldaten, ein höheres Bild von der Religion. Und ohne daß wir nur im leisesten NS gewesen wären – und wenn wir es auch gewesen wären – wir waren als junge Generation damals große Idealisten und sehr sauber und sehr rein.«⁴¹

KRIEGSVERBRECHEN UND WIDERSTAND

Tiroler waren in allen Waffengattungen bis hin zur Waffen-SS vertreten und kämpften an allen Kriegsschauplätzen, besonders viele als Gebirgsjäger in der 2., 5. und 6. Gebirgs-Division.⁴² Die 5. Gebirgs-Division nahm an der Eroberung Griechenlands teil, auch an der Landung in Kreta, ebenso die 6. Division, die zuvor noch in Frankreich in Schlachten verwickelt war. In Griechenland waren die Massaker zahllos, vor allem die 1. Gebirgs-Division, in der deutlich weniger Nord-, aber viele Südtiroler vertreten waren, beging schauderhafte Kriegsverbrechen.⁴³ Nach ihrem Einsatz in Griechenland wurde die 5. Division an die Ostfront überstellt, wo sie 1942/43 bei Leningrad kämpfte, das die deutsche Armee so lange einschloss, bis eine Million Menschen verhungert waren. Dann kam sie bei Montecassino südlich von Rom zum Einsatz, im Sommer 1944 dann an der italienisch-französischen Grenze in den Westalpen. Die 2. Gebirgs-Division war bereits im Polenfeldzug aktiv. In ihrem Gedenkbuch ist von der seltsamen Fügung des Schicksals die Rede, dass Soldaten aus den österreichischen Bergen 1939 die Wege beschritten, die sie schon im Ersten Weltkrieg gegangen waren. Nichts habe sich geändert, nicht das Elend in den niedrigen Hütten, die Armut in den schmutzigen Dörfern und auch nicht die vernachlässigten Städtchen und schlechten Wege.⁴⁴



Hermann Gmeiner mit Kinderdorfmüttern (Foto: SOS-Kinderdorf Innsbruck)



Landeshauptmann Eduard Wallnöfer ehrt Hermann Gmeiner (Foto: SOS-Kinderdorf Innsbruck)

überlebt hatte. Nach dem Mittagessen legte ich mich hin und schlief den längsten Schlaf meines Lebens, ganze eineinhalb Tage!«¹³⁰

Für einen Teil der Tiroler Wehrmachtssoldaten endete der Krieg alles in allem glücklich. Sie hatten überlebt und waren rasch wieder daheim oder kehrten bereits nach kurzer, manchmal sogar angenehm verlaufener Kriegsgefangenschaft in die Heimat zurück. Einer von ihnen war auch Hermann Gmeiner. Er strich hervor, über den Kriegsausgang nicht enttäuscht gewesen zu sein, im Gegenteil: »Ich habe damals gewußt, wenn wir den Krieg gewinnen, dann wirst Du Gmeiner, wahrscheinlich dein ganzes Leben lang in irgendeiner verhaßten Welt draußen sein als Kommissar, als deutscher Verwalter, als einer, den das mächtige Deutschland hinausschickt.« Er hätte mithelfen müssen, die versklavten Völker zu unterdrücken: »Wir können alle glücklich sein, daß wir den Krieg verloren haben. Sonst wäre unser Leben ein armes, armes Leben geworden.«¹³¹ Das Kriegsende war für Hermann Gmeiner jedoch weit aus widersprüchlicher. Wenn er es als Erlösung bezeichnet, dann weil er froh war, nicht mehr in Angst leben zu müssen und dem Tod entronnen zu sein. So wie jeder andere Soldat wollte er so schnell wie möglich nach Hause, vor allem aber wollte er einer Gefangenschaft entgehen. In der letzten Phase des Krieges hatte er an den enorm verlustreichen Rückzugskämpfen in Rumänien und Ungarn teilgenommen. Nach seiner Verwundung kam er in Lazarette, zuletzt in seiner Heimat Vorarlberg.¹³² Er versteckte sich vor den französischen Truppen auf Almen des Bregenzerwaldes, dort verbrachte er am 23. Juni 1945 auch seinen 26. Geburtstag. Nach »einem halben Jahrzehnt tapferster Kämpfe und bitterster Nöte«, so der Psychologe Vinzenz Neubauer, enger Weggefährte Gmeiners, musste er sich nun, immer noch rekonvaleszent, »wie ein Verbrecher« verbergen. Schließlich fasste ihn eine Patrouille der Besatzungsmacht, doch bereits im November 1945 wurde er entlassen.¹³³

Gmeiner, der in keine bürgerliche Existenz zurückkehren konnte, widmete sich zuerst der Jugendarbeit im Rahmen der katholischen Kirche, bevor er mit einer Reihe von Frauen und Männern das Projekt SOS-Kinderdorf anging. Die Menschen, die er in dieser Phase um sich scharte, nannte er »StT« – Stoßtruppe.¹³⁴ Gmeiner gab im Gegensatz zur landläufigen Erzählung der Kriegsgeneration die Zeit zwischen 1939 und 1945 nicht als verlorene Jahre aus: »Wir sind durch einen Krieg gegangen, und wir sind in diesem Krieg reif geworden. Wir haben den Zusammenbruch einer Welt erlebt, an die wir junge Menschen irgendwie doch geglaubt hatten. Ich möchte nicht auch verzweifeln. Ich möchte arbeiten und etwas leisten.«¹³⁵ Das Kriegsende war für Gmeiner nicht nur Erlösung und Einsicht, wie unmenschlich die Welt nach einem

Sieg der Nazis ausgesehen hätte. Mit Deutschland hatte er sich identifiziert, den Kampf gegen den Kommunismus gutgeheißen und im Kampfgeschehen Führeigenschaften und eine spezifische Vaterrolle für seine Untergebenen entwickelt. »Diese Betreuer- u. Führerrolle«, betonte sein enger Gefährter Vinzenz Neubauer, übernahm Gmeiner auch beim Aufbau des SOS-Kinderdorfs. Er blieb der »Spähtruppführer« in das ihm unbekanntes Land der Sozialfürsorge, der eine verlässliche Stoßtruppe um sich versammelte.«¹³⁶

Hermann Gmeiner schaffte es, das Gefühl der Leere und Ungewissheit bei Kriegsende zu überwinden. Ebenso die Welt vor 1945, an die er »irgendwie« geglaubt hatte. In den Anfangsjahren von SOS-Kinderdorf fühlte sich Gmeiner so frei wie nie mehr später.¹³⁷ Es war Kampfzeit und Gmeiner konnte sich, wie im Krieg, mit seinen Leuten bewähren, die Erfahrung der Kriegskameradschaft verlängern, mit ihnen Großartiges leisten. Laut Neubauer hat Gmeiner die Fähigkeit, mit Menschen umzugehen, sie für sich zu gewinnen und gleichzeitig über sie zu bestimmen, »bis zur Perfektion« im Krieg entwickelt.¹³⁸ Ludwig Erlacher, einer seiner Kriegskameraden, erinnerte sich: »Im Schrank hatte er seinen Uniformrock als Leutnant oder Oberleutnant der Gebirgsjäger hängen mit vielen Auszeichnungen, darunter auch das EK1.«¹³⁹

Besiegt und entehrt

Zu Kriegsende boten die Wehrmachtssoldaten einen jämmerlichen Anblick. Die Niederlage war demütigend und häufig schmähten die Sieger nun die gefeierten »Helden von einst«. Für Rektor Klebelsberg waren die deutschen Soldaten, die sich bei Kriegsende in Innsbruck aufhielten, arme Teufel, die in eine Sintflut geraten waren: »Noch heute steigt mir die Schamröte ins Gesicht, wenn ich an den Geifer denke, mit dem eine wahrhaft miserable plebs der Brutalität sekundierte, mit der die Amerikaner bei der Klosterkaserne die Gefangenen in Lastautos pferchten, mit Stangen zusammenschießen, ihnen die hindernden Rucksäcke herunterschnitten (...). Gewiß, es waren die ersten Ventile blinder Wut und nicht minder zahlreich waren die Anderen, die den Soldaten letzte Zivilkleider zu den Fenstern in die Kaserne hineinreichten, auf daß sie damit ihr Glück versuchten.«¹⁴⁰ Huberta Hartmann hat noch gut in Erinnerung, wie deutsche Soldaten in Seefeld beschimpft wurden: »Die armen Teufel hatten so viel mitgemacht und dann wurden sie noch verächtlich gemacht, das war schon traurig.«¹⁴¹ Weitaus repräsentativer für das Verhalten der Tiroler Bevölkerung war die Haltung